

»Jeder Tag hat genug eigene Plage« (Mt 6,34)

Ein persönlicher Zugang zur jesuanischen Weisheit

Martin Ebner

»Jeder Tag hat genug eigene Plage« (Mt 6,34). Das war der Spruch aus dem Matthäusevangelium, der mich in der Zeit vor meiner Priesterweihe direkt angesprochen hat. Ich fand ihn in der Bergpredigt, am Ende der Sprüche über das Sorgen. Mein Lebensgefühl war damals bedrückend; ständig von der Sorge überschattet: Ist das die richtige Entscheidung, wenn du dich zum Priester weihen lässt? Werde ich sie ein Leben lang durchtragen können? Werde ich wenigstens einigermaßen glücklich sein können – oder bleibe ich so dauerdepressiv wie in diesen Jahren im Priesterseminar, als die Entscheidung immer näher gerückt ist?

»Sorgt euch nicht um morgen; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug eigene Plage« (Mt 6,34). Das hat mir geholfen. Das hat mich meine trüben Tage in einem neuen Licht sehen lassen. Ich habe mir sagen lassen: Es bringt nichts, sich um die ferne Zukunft Sorgen zu machen. Schau auf den heutigen Tag! Jeder Tag hat genug eigene Plage. Morgen sieht die Welt anders aus. Morgen gibt es andere Sorgen zu bewältigen. Was morgen ist, kannst du heute nicht wissen. Also: Konzentriere dich auf das Heute, auf die momentane Stunde, auf das Jetzt. Und vertrau darauf: Hast du diesen heutigen Tag bestanden, wirst du auch den morgigen Tag bestehen können.

»Jeder Tag hat genug eigene Plage« – dieser Satz aus der Bergpredigt hat mir geholfen. Ich habe seiner Weisheit vertraut, nicht nur weil er in der Bibel steht. Hinter diesem Satz, wie hinter jedem Weisheitsspruch, steckt eine durch Generationen hindurch eingestampfte Erfahrung. Das Konzentrat, das in diesem kurzen Satz vermittelt wird, haben viele Generationen vor mir *erlitten* und *durchlitten*, aber zugleich auf einen Nenner gebracht, der der Sorge um morgen die Wucht nimmt.

Diesen Satz vor Augen habe ich gespürt: Du bist mit deiner Sorge um die Zukunft nicht allein. Viele Generationen vor dir teilen

sie mit dir. Aber die Vielen vor dir sagen dir auch: Es hat keinen Sinn, sich verrückt zu machen wegen der Probleme, die vielleicht morgen oder übermorgen anstehen. Nimm das Heute in die Hand – und du wirst besser und sorgloser leben. Nimm das Heute in die Hand – und du wirst die Kraft spüren, die in dir steckt. Nimm das Heute in die Hand – und du wirst dem Gott vertrauen, der dir auch morgen die Kraft gibt, den morgigen Tag zu bestehen.

Zwischenreflexion

Liebe Freunde der Weisheit, mit dieser Beleuchtung eines Weisheitsspruches aus der Bergpredigt haben wir schon viel über Weisheit überhaupt gelernt. Das Entscheidende ist: Ein Weisheitsspruch legt eine neue Folie über einen Tatbestand und lässt ihn in einem neuen Licht erscheinen. Ein Weisheitsspruch ist verdichtete Erfahrung von Generationen. Ich spüre: Schon viele vor mir haben an dem gleichen Problem geknabbert – und gespeichert, was ihnen geholfen hat. Das spüre ich bei einem guten Weisheitsspruch auf Anhieb.

Aber es ist noch mehr, was Weisheitssprüche so anziehend macht. Und es ist deshalb besonders entscheidend, dass viele Worte Jesu Weisheitsworte sind, ja, dass man sagen kann: Wenn wir irgendwo auf sicherem Boden stehen, was den historischen Jesus angeht, dann sind es seine weisheitlichen Worte und seine Weisheitsgeschichten. Besondere Charakteristika dieser Weisheitsworte und -geschichten möchte ich mit Ihnen anhand von typischen Beispielen besprechen – und zwar im Kontrast zu anderen Redeweisen, die bei Jesus auch vorkommen, aber bei weitem nicht so bekannt sind (und vielleicht auch nicht von ihm selbst stammen). Auf diese Weise können wir typische Züge des Mannes aus Nazareth kennenlernen – und von ihm vielleicht auch lernen, was uns heute helfen könnte, nicht nur in unserem persönlichen Leben, sondern auch in der schwierigen Situation unserer Kirche.

Weisheitsworte – anders als Mahnworte

In jedem Weisheitswort steckt eine Aufforderung, aber sie wird nicht ausgesprochen. Ein Weisheitswort verdichtet eine Erfahrung, die auf eine bestimmte Situation neues Licht wirft, aber ich muss den Hand-

lungsimpuls selbst entschlüsseln. Das Weisheitswort sagt: »Jeder Tag hat genug eigene Plage« – und überlässt es mir, ob ich daraus einen Handlungsimpuls entnehme oder nicht. Ob ich mir sage: »Martin, nimm das Morgen nicht zu ernst!« Oder ob ich sage: »Guter Spruch! Geht mich aber nichts an.«

Das Großartige an Weisheitsworten ist also: Jeder darf für sich selber frei entscheiden, ob er ein Weisheitswort für sich akzeptiert – oder nicht. Ob er einen möglichen Handlungsimpuls für sich daraus entnimmt – oder nicht. Ein Weisheitswort hält einen Ratschlag mit offener Hand hin – und lässt den Anderen entscheiden, ob er diesen Ratschlag für sich entschlüsseln, annehmen und in die Tat umsetzen will – oder nicht. Grammatikalisch gesagt: Ob er den Indikativ für sich in einen Imperativ umsetzt – oder nicht.

Das ist der Unterschied zu einem Mahnwort. Wir kennen diese Gattung aus dem Alltag nur zu gut: »Mach dies!« »Mach das!« »Sei pünktlich!« »Gib nicht so viel Geld aus!« Natürlich will auch das Mahnwort einen guten Ratschlag geben. Natürlich ist auch das Mahnwort gut gemeint. Natürlich will das Mahnwort nur das Beste für den andern. Aber: Es schreibt dem Anderen klipp und klar vor, was er tun und was er lassen soll.

Dabei gibt sich das Mahnwort gewöhnlich als vernünftig und pragmatisch. Oft wird eine Begründung angehängt: »Räum dein Zimmer auf, dann findest du auch deine Sachen wieder!« »Gib nicht so viel Geld aus, dann brauchst du am Ende des Monats nicht zu sparen!« Keine Frage: Das Mahnwort ist vernünftig. Das Mahnwort hat sicher recht. Aber das Mahnwort schreibt vor. Das Mahnwort spricht von oben nach unten. Das Mahnwort lässt deutlich werden: Ich weiß besser als du, was für dich gut ist; und deshalb solltest du auf meinen Rat auch hören!

Auch von Jesus sind Mahnworte überliefert. Aber wenn die Forschung die Überlieferungslage korrekt beurteilt, dann hat er Mahnworte nur an diejenigen gerichtet, die ihn bereits als Lehrer anerkannt haben. Die ihm nachgefolgt sind. Die sich für ihn und seine Lebensweise entschieden haben – vielleicht gerade aufgrund seiner Weisheitsworte, also aufgrund der offen hingehaltenen Hand, mit der er angeregt hat, das Leben und die eigenen Probleme in einem neuen Licht zu sehen. Und wer gespürt hat: Die Deutungsangebote, die dieser Jesus mit offener Hand hinhält, die tragen im Leben, der war dann auch bereit, ihn als Lehrer anzuerkennen; und der war dann auch bereit, von ihm Mahnworte zu akzeptieren; sich von ihm klipp

und klar sagen zu lassen, was gut ist für sein Leben. Eines der wirkmächtigsten und bekanntesten Mahnworte Jesu ist vermutlich das folgende:

»Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem eigenen Auge bemerkst du nicht? Wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Lass mich den Splitter aus deinem Auge herausziehen – und siehe: Der Balken ist in deinem Auge? Heuchler, zieh zuerst den Balken aus deinem eigenen Auge heraus – und dann wirst du deutlich genug sehen, um den Splitter aus dem Auge deines Bruders herauszuziehen« (vgl. Lk 6,41 f.; Mt 7,3–5).

Aber selbst in diesem Mahnwort ist die Handlungsanweisung doppelt verpackt: erstens metaphorisch. Statt: »Bessere dich erst selbst, bevor du andere kritisierst!«, verwendet das Wort ein starkes Bild: »Zieh zuerst den Balken aus deinem eigenen Auge!« In unserem Kulturraum lautet die analoge Aufforderung: »Kehr' zuerst vor deiner eigenen Tür.« Damit wird zweitens zugleich etwas ganz Wichtiges erreicht: Die Aufforderung wird indirekt begründet und einsichtig gemacht: Jedem ist klar, dass derjenige, der in seinem Auge einen Balken stecken hat, besser nicht am Auge des anderen herumoperieren sollte. Das wäre fahrlässig. So wird unter der Hand aus dem durchaus angezielten Tadel geradezu Vorsorge, Fürsorge für den, der beinahe einen großen Fehler begehen würde ...

Weisheitsworte – anders als Offenbarungsworte

Eine andere Kategorie von Worten, die den besonderen Charakter der Weisheitsworte erkennen lassen, sind Worte der Offenbarung. Dazu eine Anekdote aus meiner Familiengeschichte. Meine Oma hat sie uns oft erzählt. Es geht um Heroldsbach, einen kleinen Ort in Oberfranken, nahe Forchheim. Wenige Jahre nach dem Krieg war Heroldsbach in aller Munde: Die Muttergottes soll dort in einer Waldlichtung vier Mädchen erschienen sein – und mit ihnen geredet haben.

Bald ergossen sich richtige Pilgerströme nach Heroldsbach. Auch meine Oma ist hingefahren, teils aus Neugier, teils aus frommem Sinn.

Vor Ort angekommen, haben sie die kleine Kapelle, die man 1949 auf eigene Faust an der Stelle der Erscheinung zu errichten begonnen hatte, schon von weitem gesehen – jenseits der Äcker des Dorfes.

Und weil die Feldwege, die dorthin führten, einen Umweg be-

deutet hätten, eilten die eifrigen Pilger schnurstracks mitten durch die Äcker zum heiligen Ort. Im Rahmen der feierlichen Rosenkranzandacht, während der gewöhnlich die Gottesmutter den Mädchen erschien und mit ihnen redete, was dann sogleich den Pilgern verkündet wurde, soll – so erzählte es meine Großmutter – an jenem Tag die Gottesmutter verkündet haben: Die Leute sollen beim Rückweg nicht mehr quer durch die Felder gehen, sondern auf den Wegen bleiben!

Und damit war's aus bei meiner Großmutter. Sie ist nie mehr hingefahren und hat nur mit Spott von dieser angeblichen heiligen Stätte und den dort live stattfindenden himmlischen Offenbarungen erzählt.

Denn das war schon meiner Großmutter, einer einfachen Bauersfrau, klar: Respekt vor der Feldfrucht ist selbstverständlich. Dazu braucht es keine himmlische Offenbarung. Und wenn jemand so tut, als hätte die Gottesmutter just diese Selbstverständlichkeit geoffenbart, dann versucht er, seine eigene Anweisung hinter einer größeren Autorität zu verstecken; anders gesagt: Er lässt die Gottesmutter sprechen, was er selbst den Leuten sagen möchte, hofft aber, dass die Leute besser und schneller darauf hören, wenn es angeblich die Gottesmutter gesprochen hat.

An diesem Beispiel wird deutlich: Offenbarungsworte, Worte, die angeblich aus der andern Welt kommen, stehen immer in der Gefahr, das Heilige zu instrumentalisieren, die Stimme Gottes für menschliche Zwecke einzusetzen. Natürlich gibt es Prophetenworte; den Anspruch von Propheten, im Namen Gottes zu sprechen. Aber Propheten »offenbaren« nichts Banales. Und echte Propheten »offenbaren« nicht, wovon sie selbst Nutzen haben. Echte Propheten sprechen das aus, was sie am liebsten nicht aussprechen möchten, was sich ihnen aufdrängt: was in dieser Welt kritisiert werden muss oder was getan werden müsste, um diese Welt zum Besseren zu verändern. Ein Wort wird nicht einfach dadurch wahr, dass man behauptet, es käme von Gott, sondern: Ein Wort, das sich im Alltag bewährt, sich also in der *Lebenspraxis bewahrheitet*, das ist ein wahres Gotteswort.

Es ist auffällig: Jesus benutzt die typische alttestamentliche Prophetenformel »Spruch des Herrn« nie. Das hochtheologisch reflektierte Johannesevangelium lässt Jesus zwar sagen: »Ich und der Vater sind eins«, aber die einfachen Worte Jesu, wie sie uns die synoptischen Evangelien überliefern, lassen Jesus diese hohe Autorität für seine Worte nie in Anspruch nehmen. Es scheint fast so: Weil sich die oft ganz einfachen Worte Jesu im Leben bewährt haben, deswegen wurden sie von seinen Nachfolgern als göttlich legitimierte Worte

eingestuft – und deshalb kann das spät entstandene, theologisch reflektierte Johannesevangelium Jesus selbst in den Mund legen: Was ihr von mir hört, ist Gottes Wort.

Lassen Sie es mich im Blick auf die einfachen Weisheitsworte Jesu so formulieren: Es sind Alltagserfahrungen, die Jesus auf den Punkt bringt. »Wenn das Salz seine Kraft verliert, womit sollte man es wieder salzen?« »Man stellt doch den Leuchter nicht unter den Scheffel, sondern auf den Tisch!« usw. In all diesen bekannten Worten ist von Gott mit keinem Wort die Rede. Geschweige denn, dass Jesus sagen würde: »Gott lässt mich zu euch sagen: Niemand stellt den Leuchter unter den Scheffel ...« Es scheint mir vielmehr so: Bei Jesus ist Gott hinter den Dingen. In der ganzen Schöpfung, in den banalsten Dingen des Alltags kann sein Wille erkannt werden. Wie ein guter Regisseur zeigt Gott uns ganz genau in der Schöpfung, in seinem Werken, wie das Leben geht, und was wichtig ist für uns. Sozusagen eine *creatio continua* – für uns zum Lernen. In manchen Weisheitsworten Jesu findet sich sogar die unmittelbare Aufforderung, die Natur, die Tiere und Pflanzen genau zu beobachten, um bei ihnen sich etwas abzuschauen fürs eigene Leben. So etwa in den Sprüchen von den Raben und den Lilien: »Betrachtet die Raben! ... Lernt von den Lilien! ...« (Mt 6,26.28).

Anders gesagt: Schaut in die Welt – und ihr werdet erkennen, wie sich Gott das Leben und die Kommunikation seiner Geschöpfe vorgestellt hat.

Jesus als ständiger Dissident

Und doch muss man bei Jesus aufpassen. Nicht alle seine Weisheitsworte sind von Generationen eingestampft und geprägt. Es ist sogar so, dass uns gerade in den besonders bekannten Jesusworten ein junger Mann entgegentritt, der gegen die Tradition aufsteht. Und das betrifft gleich die Raben und die Lilien, die man genau beobachten und von denen man lernen soll. Denn worauf soll man achten? Was soll man bei ihnen abschauen? Und: Wer ist überhaupt angesprochen? Hören wir genau hin:

»Beobachtet die Raben: Sie säen nicht und ernten nicht und sammeln nicht in Scheunen, und Gott ernährt sie. Seid ihr nicht mehr wert als die Vögel?« (Q 12,24.27 f.)

Jetzt einmal Hand auf's Herz! Würden Sie Raben zutrauen, zu säen und zu ernten – oder gar: Scheunen zu bauen? Raben machen das generell nicht. Jesus ist schlau: Er verneint diese Tätigkeiten bei den Raben – im Blick auf die jungen Männer, die ihm nachgefolgt sind, mit ihm von Ort zu Ort ziehen, die wie er Beruf und Familie hinter sich gelassen haben, um in seiner Nähe in der Wirklichkeit des Reiches Gottes zu leben. Mit nichts im Beutel. Und nur mit dem auf dem Leib, was sie gerade als Kleidung tragen. Wir sprechen in der Jesusforschung von »Wanderradikalen«, d.h. von Menschen, die der alten Welt, also ihrer normalen Umgebung, den Rücken gekehrt haben – um schon jetzt in der neuen Welt Gottes zu leben. Das heißt aber auch: Täglich darauf angewiesen zu sein, dass man etwas zu essen bekommt; dass man gelegentlich, wenn einem die alten Fetzen vom Leib fallen, ein neues Kleidungsstück geschenkt bekommt. Und da werden sich im Jesuskreis ab und zu Verzagen und ängstliche Sorge breitgemacht haben. Und in diese Situation hinein spricht Jesus: »Betrachtet die Raben. Denn sie säen und ernten nicht (wie ihr jetzt bei mir, die ihr das Säen und Ernten und das Horten in die Scheunen hinter euch gelassen habt). Aber seht doch: Gott ernährt auch die Raben. Jeden Tag finden sie etwas zum Essen. Was macht ihr euch Sorgen: Seid ihr nicht viel mehr wert als die Vögel?« Kurz: Es geht um das Gottvertrauen, das gelernt werden soll – im Blick auf die Raben.

Aber Jesus spricht nicht nur Männern Mut zu. Denn auch von den Lilien kann man etwas lernen. Hören Sie nochmal genau hin, *wer* sich von den Lilien etwas abschauen soll:

»Lernt von den Lilien, wie sie wachsen: Sie spinnen nicht und weben nicht« (Q 12,27).

Damit sind die Frauen angesprochen, deren typische Aufgaben in der Antike darin bestanden haben, zu spinnen und zu weben, also Kleidung herzustellen. Wenn Jesus auch ein Anschauungsbeispiel für Frauen wählt, die – wie die Männer – ihre typischen Hausfrauentätigkeiten aufgegeben haben, dann waren offensichtlich auch Frauen im engsten Kreis um ihn, eben die Ehefrauen jener ängstlichen Männer. Und auch unter ihnen hat sich scheinbar ab und zu ängstliche Sorge breitgemacht. Und ihnen sagt Jesus:

»Lernt von den Lilien, wie sie wachsen: Sie spinnen nicht und weben nicht. Ich sage euch aber: Nicht einmal Salomo in all seiner Pracht war gekleidet

wie eine von ihnen. Wenn aber Gott das Gras auf dem Feld, das heute da steht und morgen in den Ofen geworfen wird, so kleidet – um wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen?»

Was in diesen Worten von den Raben und den Lilien auf den ersten Blick vielleicht fast etwas blauäugig klingt, wird schnell provozierend, wenn man weiß, was die *heiligen Schriften* Israels zu diesem Problemfeld raten – und welches Tier *sie* als Vorbild vor Augen stellen. Im Sprüchebuch lesen wir:

»Geh zur Ameise, du Fauler, betrachte ihr Verhalten, und werde weise! Sie hat keinen Meister, keinen Aufseher und Gebieter, und doch sorgt sie im Sommer für Futter, sammelt sich zur Erntezeit Vorrat. Wie lang, du Fauler, willst du noch daliegen, wann willst du aufstehen von deinem Schlaf? Noch ein wenig schlafen, noch ein wenig schlummern, noch ein wenig die Arme verschränken, um auszuruhen. Da kommt schon die Armut wie ein Strolch über dich, die Not wie ein zudringlicher Bettler« (Spr 6,6–11).

Das ist es, was man in Israel »in der Schule lernt«, was einem von den Alten gesagt und von den Eltern ans Herz gelegt wird: Sei fleißig! Lege dir rechtzeitig Vorräte an! Spare in der Zeit, dann hast du in der Not. Sorge vor! Schau auf die fleißige Ameise!

Jedoch: Das ist für Jesus offensichtlich passé. Jesus verkehrt die Schulweisheit geradezu ins Gegenteil. Auch er gibt einen Beobachtungsauftrag – wie seine Lehrer. Aber *er* als Lehrer will seine Leute etwas ganz anderes beobachten und etwas ganz anders lernen lassen: nicht den Fleiß der Ameise. Seine Leute sollen auf die offensichtlich untätigen Raben schauen und von den faulen Lilien lernen – aber nicht, weil Jesus ein Faulenzer wäre, sondern weil er die Gewissheit vermitteln will: Gott sorgt für uns. Wir leben in seiner Gegenwart. Wir können uns auf seine Fürsorge verlassen. Und wir werden spüren: Dieses Gottvertrauen nimmt dem Leben den Druck von außen. Dieses Gottvertrauen befreit von der Fixierung auf Selbsterhaltung, vom selbst auferlegten Wettbewerb um immer mehr; vom Zwang, sich vor anderen aufbauen zu müssen. Jesu Weisheitswort von den Raben und Lilien möchte uns motivieren, in die Schule der Gelassenheit zu gehen und unsere Maßstäbe anders zu setzen: Auf die Menschen, die mich begleiten, und auf Gott, dem ich viel mehr wert bin, als ich denke, mehr zu setzen als darauf, gut vor den anderen dazustehen, andere auszustechen. Denn oft ist ja das eigentliche Ziel der ängstlichen Sorge um mich selbst vor allem: mithalten zu können mit den anderen – und nach Möglichkeit besser dazustehen als sie.

Jesus rechtfertigt sein deviantes Verhalten

Das berühmte Wort von den Raben und Lilien zeigt es deutlich: Jesus setzt andere Akzente als seine Zeitgenossen – und als seine eigene Schultradition. Davon zeugen auch die vielen Weisheitsworte, mit denen Jesus versucht hat, sein ungewöhnliches Verhalten zu rechtfertigen. Ja, bestimmte Verhaltensweisen Jesu sind wirklich aus dem Rahmen gefallen und haben seine Zeitgenossen sehr geärgert. Und die haben mit anklagenden Vorwürfen nicht gespart. Aber Jesus wäre nicht verstanden, wenn man in ihm nur einen Aussteiger, nur einen Opponenten sehen würde. Denn letztlich resultiert sein ungewöhnliches, öffentliches Ärgernis erregendes Verhalten aus nichts anderem als aus seiner Grundüberzeugung: Die Gottesherrschaft ist schon da. Gott lässt uns jetzt schon in seiner neuen Welt leben. Wir müssen nur die Gelegenheit dazu ergreifen – in unserem *Handeln*.

Kurz: Jesus verhält sich so, als wäre die neue Welt Gottes, die eigentlich erst für das Ende der Zeit versprochen ist und in ferner Zukunft erwartet wird, jetzt schon da, mitten in Galiläa. Und das merkt man bei ihm nicht daran, dass er besonders viel beten oder gar seine Frömmigkeit zur Schau stellen würde (diesbezüglich rät er ja: Geh dafür in dein Kämmerlein, wo dich niemand sieht – außer deinem himmlischen Vater); nein, die Überzeugung, dass Gottes neue Welt jetzt schon begonnen hat, merkt man bei Jesus daran, dass er *anders mit den Menschen umgeht*. Und das ist es, was Anstoß erregt. Dass er die üblichen Grenzziehungen zwischen Sündern und Gerechten nicht mitmacht. Nicht die Menschen einteilt in fromm und unf fromm, gut und böse, sündig und gerecht – sondern in jedem Menschen ein Schäfchen der großen Herde Gottes sieht. Und erfahrungsgemäß brauchen gerade die schwachen und kranken Schafe besondere Fürsorge. Ein (wirklich) guter Hirte hätte keine ruhige Minute mehr, wenn eines seiner Schafe fehlen würde. Und beim Propheten Ezechiel ist sogar zu lesen, dass Gott am Ende der Zeit – wie ein wirklich guter Hirte – alle verirrt und verlorengegangenen Schafe einsammelt, damit seine Herde wieder vollständig wird (Ez 34).

Und da soll man sich von bestimmten Leuten fernhalten? Nur weil sie sich im Leben verirrt haben? Auf den falschen Weg, die falsche Seite geraten sind? Zur Zeit Jesu etwa in die verlockenden Klauen Roms, die allen, die für den Kaiser Tribut und Steuer eintreiben, guten Profit verheißen: Was sie über die im Voraus vereinbarte Summe hinaus aus den Menschen herauspressen, dürfen sie in ihre eigene Ta-

sche stecken. Wenn das kein Angebot ist! Und als Kehrseite: wenn derartiges Verhalten (bei den braven Leuten) nicht unbeliebt machen muss! Solche »Sünder« meidet man. Man macht einen großen Bogen um sie. Verräter sind das! »Zöllner« werden sie beschimpft!

Jesus jedoch hat keine Scheu, sich ausgerechnet mit solchen »Zöllnern«, mit solchen verirrtten Schafen, an einen Tisch zu setzen, mit ihnen – unter Gottes Augen – Tischgemeinschaft zu pflegen. Die »Frommen« jedoch sehen das ganz anders. Sie beschimpfen ihn in aller Öffentlichkeit. Sie werfen Jesus vor:

»Seht: Dieser Fresser und Weinsäufer, dieser Freund der Zöllner und Sünder!« (Lk 7,34 par. Mt 11,19).

Das Gleichnis, mit dem Jesus Leute, die solches denken und sagen, zum *Nachdenken* bringen will, ist hinreichend bekannt. Es beginnt, wie viele Rechtfertigungsworte und -geschichten Jesu, mit einer Frage:

»Wer unter euch, der hundert Schafe hat und eines von ihnen verliert, wird nicht die neunundneunzig in den Bergen lassen und losgehen – und das verlorene suchen, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, nimmt er es nicht voll Freude auf seine Schultern? Und wenn er nach Hause kommt, ruft er nicht seine Freunde und Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir, denn ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war?« (Lk 15,4–6)

Jesus ist der Überzeugung: Gott selbst als guter Hirte sucht nach den Verlorenen, ist voller Freude, wenn er sie findet, holt sie heim in seine Herde – und dann sollen wir uns etwa nicht mitfreuen, nicht mitfeiern, sondern motzen, wenn es welche gibt, die in diese Freude Gottes miteinstimmen? Auch das Weisheitswort vom Arzt und den Kranken gehört in dieses Problemfeld der Sünder und Gerechten. Es wendet sich einfach an den gesunden Menschenverstand. Im Markus-evangelium wird dazu auch die entsprechende Szene erzählt:

»Und es geschieht, dass er zu Tisch liegt in seinem Haus, und viele Zöllner und Sünder lagen zusammen mit Jesus und seinen Schülern bei Tisch. Es waren nämlich viele. Und sie folgten ihm nach. Und als die Schriftgelehrten der Pharisäer sahen, dass er mit den Sündern und Zöllnern isst, sagten sie seinen Schülern: Dass er mit den Zöllnern und Sündern isst? Und Jesus hörte es und sagt ihnen: Nicht nötig haben die Starken einen Arzt, sondern die, denen es schlecht geht.« (Mk 2,15–17a).

In einem nachgeschobenen Satz wird dann die Metaphorik aufgelöst:
»Nicht bin ich gekommen, zu rufen Gerechte, sondern Sünder« (Mk 2,17b).

Der Sitz im Leben der aufsehererregenden Tischgemeinschaft Jesu

Im Blick auf das, was wir für die Wanderradikalen gelernt haben, muss man jetzt noch zuspitzen: (1) Es scheinen gerade die (durch Tribut und Steuereintreibung) reich gewordenen Zöllner gewesen zu sein, bei denen Jesus und seine Leute sich wenigstens ab und zu richtig die Bäuche haben vollschlagen können. Es sind also ausgerechnet diese unfrohen Menschen, eben die »verlorenen« Schafe, die Gott in die Hand arbeiten, indem sie denen, die sich ganz auf Gott verlassen, die nötige Nahrung und Unterstützung zukommen lassen.

(2) Die braven Bauern und Fischer vom See Genesareth haben diese Zöllner natürlich gekannt, vermutlich viel zu gut: Das sind die, die ihnen, als sie noch säten und ernteten, noch auf Fischfang gingen, die Marktsteuer abgeknöpft haben, die Salzsteuer fürs Einpökeln, die Wege- und Brückensteuer, wenn sie ihre Waren im nächsten Ort verkaufen wollten. Mit diesen Kerlen sollen sie sich jetzt an einen Tisch setzen, sich als Gäste bewirten lassen, freundlich zu ihnen sein? Wir können die gegenseitigen Aversionen, die es bei diesen Zöllnermählern gegeben haben muss, nur erraten. Fest in der Hand haben wir wiederum Weisheitsworte Jesu, mit denen er auch in diesem Fall zum Nachdenken bringen wollte. Dazu gehört:

»Den Baum erkennt man an seiner Frucht« (Mt 12,33; Lk 6,44).

Oder noch konkreter:

Sammelt man etwa von Dornengestrüpp Feigen? Oder von Disteln Weintrauben? (Lk 6,44).

Anders gesagt – und in die Situation dieser ungleichen Tischgemeinschaft versetzt: Wenn die Zöllner (scheinbar Disteln und Dornengestrüpp) uns bewirten mit guten Speisen, uns damit beschenken, gastfreundlich zu uns sind, dann kann doch ihr innerer Kern, auch wenn man ihnen von außen nichts Gutes zutraut, nicht ganz so schlecht sein. Oder?

Integrative Tischgemeinschaft als Urzelle der Eucharistie

Diese integrative Tischgemeinschaft Jesu ist in sich zugleich hoch explosiv. Und, wie die Weisheitsworte Jesu bezeugen, musste er immer wieder für Ent-Spannung sorgen. Da sitzen nicht nur Frauen und Männer an einem Tisch, sondern auch brave Bauern und Fischer neben schlitzohrigen Zöllnern, Kranke und ehemals Besessene neben Top-Gesunden, religiöse Aussteiger neben systembeflissenen Halsabschneidern; von außen betrachtet und ökonomisch gesehen: Faulenzer neben Geschäftstüchtigen; religiös betrachtet: Gerechte neben Sündern.

Und es ist diese Tischgemeinschaft, die das große Vermächtnis Jesu von Nazaret ausmacht. Denn bei seinem letzten Mahl mit seinen Leuten trägt er den Seinen auf: »Tut dies in Erinnerung an mich!« Diese integrative und zugleich hoch explosive Tischgemeinschaft ist die Urzelle dessen, was wir heute – je nach Konfession und Frömmigkeitstyp – »Eucharistiefeier« oder »Abendmahl«, »Herrenmahl« oder »heilige Messe« nennen.

Jesus und die politischen Verhältnisse seiner Tage

Jesus traut der guten Schöpfung Gottes zu, dass sie uns lehren kann, was uns besser, d.h. seinem Willen entsprechender leben hilft. Jesus ist sensibel für religiöse Urteile, die soziale Verwerfungen zur Folge haben. Und er durchschaut auch, was politisch in seinem Land läuft, das ja von den Römern besetzt ist bzw. (in Galiläa) von einem romtreuen Vasallenkönig beherrscht wird.

Wenn ich die Kurzgeschichten Jesu, die wir alle kennen, ernst nehme, dann schaue ich geradezu in einen Spiegel der politischen Verhältnisse seiner Tage. Ob nun Jesus von einem Thronanwärter erzählt, der in ein »fernes Land« reist, um sich dort die Königswürde geben zu lassen, womit natürlich einer der Herodessöhne gemeint ist, die sich von Roms Kaisern mit der Klientel-Königschaft über Israel belehnen lassen – um dann zuhause (mit der Rückendeckung Roms) kräftig Tribut einzuziehen, damit sie sich Paläste bauen und in Luxus leben können (Lk 19,12–27). Oder ob es die Kurzgeschichte vom betrügerischen Verwalter ist (Lk 16,1–8), der von seinem Herrn gefeuert wird, weil er in die eigene Tasche gewirtschaftet hat – und dann in einem Selbstgespräch durchspielt, welche Chancen ihm noch bleiben.

Sie wissen, was er macht: Kurzerhand vernetzt er sich ausgerechnet mit denen, die eigentlich auf der anderen Seite stehen: mit den Schuldnern seines Herrn. Einen nach dem anderen lässt er antanzen, fragt nach der Höhe seiner Schuld – und lässt die Höhe der Schuld umschreiben. Schuld-Teil-Erlass nennen wir das heute. Die Schulden werden es ihm nicht vergessen haben. Mach dir – rät Jesus mit dieser Beispielgeschichte – solange dir noch Zeit bleibt, Freunde mit dem ungerecht (eingezogenen) Mammon! Jesus lobt diesen Verwalter »der Ungerechtigkeit«, des »ungerechten Systems«. Denn er hat noch rechtzeitig die Kurve gekriegt: nach unten!

Und Jesus ist offensichtlich auch das religiös begründete Vorurteil gegen die Samaritaner nicht verborgen geblieben, also derjenigen Juden, die nördlich von Judäa in den Bergen Samarias leben. In deren Adern fließt doch *Ausländerblut*, sagt man. Assyrische Siedler sind dort angesiedelt worden, nach der Eroberung durch die Assyrer 722 v. Chr. Und die haben sich mit der Bevölkerung vermischt. Und nicht nur das: Sie haben ihre eigenen Götter mitgebracht, die man dort noch immer verehrt, sagt man. Außerdem haben sie sich einen eigenen Tempel gebaut – neben dem viel älteren Tempel von Jerusalem. Eine Unverschämtheit, sagt man. Recht hatte unser König Johannes Hyrkan, als er diesen Tempel 111/110 v. Chr. brutal zerstörte. Es gibt nur einen Tempel, in dem unser Gott verehrt werden darf. Hütet euch vor solchen *Häretikern*! Schließlich, nicht zu vergessen, sind die Samaritaner *gewalttätig*, sagt man. Sie fallen über die frommen Pilger her, die von Galiläa nach Jerusalem ziehen, wohlgemerkt zum einzig wahren Tempel. Einmal hätten sie sogar die Frechheit besessen, in der Nacht vor dem Paschafest menschliche Knochen in den Tempel einzuschleusen, um ihn zu verunreinigen – und die fromme Liturgie zu verhindern. Hütet euch vor diesen Samaritanern!, sagt man.

Aber Jesus erzählt:

»Ein Mensch stieg von Jerusalem nach Jericho hinab – und fiel Räubern in die Hände. Die zogen ihn aus, versetzten ihm Schläge machten sich davon und ließen ihn halbtot liegen.

Zufällig aber stieg ein Priester auf demselben Weg hinab. Und er sah ihn – und ging auf der anderen Seite vorüber.

In gleicher Weise kam aber auch ein Levit an den gleichen Ort. Und er sah – und ging auf der anderen Seite vorüber.

Ein Samaritaner aber, der unterwegs war, kam zu ihm. Und sah – und es schlug ihm in die Magengrube. Und er ging hin zu ihm, verband seine

Wunden, goss Öl und Wein darauf, setzte ihn auf sein eigenes Reittier und brachte ihn in eine Herberge und sorgte für ihn. Und am nächsten Tag holte er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und was du etwa zusätzlich aufgewendet hast, werde ich dir auf der Rückreise erstatten.« (Lk 10,30–35)

Ob die Samaritaner wirklich alle so schlecht sind, wie man uns weismachen will, fragt Jesus seine Hörer.

Abschluss

Dieser Jesus, der mit offenen Augen in die Welt schaut und aufgrund seiner Beobachtungen den Willen Gottes zu erkennen meint, dieser Jesus hat Geschichte gemacht; die Worte dieses Jesus haben sich den Menschen eingeprägt; und es wird *dieser* Jesus sein, der die entscheidenden Fragen stellt, der zum Beobachten anregt, der mit seinen Weisheitsworten neue Perspektiven aufzeigt, aber die Entscheidung über Tun und Lassen in die Hände des anderen legt; der selbst angstlos lebt und allergrößtes Gottvertrauen zeigt, der ständiger Dissident ist gegenüber dem politischen wie religiösen System; dieser Jesus wird es sein, der denen, die auch in unserer Welt noch auf den einen und einzigen Gott setzen, den Weg weisen wird.¹

¹ Die Ausführungen beruhen auf folgenden eingehenden Studien des Autors: *Jesus – ein Weisheitslehrer? Synoptische Weisheitslogien im Traditionsprozeß* (HBS 15), Freiburg i. Br. (Herder) 1998; *Jesus von Nazaret. Was wir von ihm wissen können*, Stuttgart (Katholisches Bibelwerk) 2. Aufl. 2012 (auch als Taschenbuch-Sonderausgabe 2016).